

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Mittwoch, 31. Dezember 2025 · Nr. 303 · 246. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.50



PIROSKA VAN DE WOUW / REUTERS

Der Sport kann ein Vermittler sein

2025 war ein Jahr der multiplen Krisen. Gerade in Zeiten sich zuspitzender Konflikte und wachsender Polarisierung könne der Sport eine wichtige gesellschaftliche Rolle einnehmen, sagt der Philosoph Arnd Pollmann im Gespräch. Er sei ein Vermittler gesellschaftlicher Werte wie Fairness und Wettbewerb. Gleichzeitig werde er allzu oft mit Erwartungen überfrachtet und viel zu politisch aufgeladen. *Sport, Seite 15*

Budliger ist die Aufsteigerin, Ritter der Absteiger des Jahres

Die NZZ-Inlandredaktion hält Rückschau auf das Jahr 2025

sla. · Was haben Hazel Brugger und Helene Budliger Artieda gemeinsam? Sowohl die Komikerin als auch die Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft blicken auf ein äusserst erfolgreiches Jahr zurück. Entsprechend landeten die beiden Frauen auf der NZZ-Liste der Schweizer Aufsteiger weit oben.

Budliger Artieda avancierte 2025 zur Beamtin der Herzen, die Seco-Direktorin bewies im US-Zoll-Krimi Durchhaltewillen sowie diplomatischen Instinkt. Unermüdet warb sie

in Washington für die Interessen der Schweiz – und bewahrte am Ende selbst milliardenschwere Unternehmer davor, im Inland zum politischen Problem zu werden. Hazel Brugger schaffte 2025 den Sprung auf die internationale Bühne: Mit lakonischem Humor und Schweizer Bescheidenheit führte sie in Basel durch den Eurovision Song Contest – und war die Antithese des pathosgeladenen Musikwettbewerbs.

Doch das Jahr war nicht zu allen gleich nett: Auf der mit einem Augen-

zwickern zu geniessenden Liste der Gewinner und Verlierer rangiert unter den Absteigern etwa Irina Beller. Bei der einst schillernden Luxus-Lady dominieren heute Hausverbote statt Glamour. Wenig Anlass zur Freude hatte auch Markus Ritter. Der Bauernverbandspräsident gab sich vor der Bundesratswahl zu selbstsicher und scheiterte mit seinem Versuch, einen Sitz in der Landesregierung zu ergattern.

Schweiz, Seite 8, 9

Feuerwerk verliert an Popularität

In St. Moritz, der Berner Altstadt und an mehreren Zürcher Orten sind Knaller verboten

dgy. · In der Wintersession verabschiedete der Nationalrat eine Gesetzesrevision, mit der das Abbrennen von lauten Feuerwerkskörpern stark eingeschränkt werden soll. Im nächsten Jahr könnte es zu einer Volksabstimmung kommen. Schon jetzt zeigt sich, dass Feuerwerk an Popularität verliert. Viele Orte verzichten an Silvester auf ein offizielles Feuerwerk, darunter grosse Städte wie Basel, Bern oder Lausanne. An anderen Orten ist das private Abbrennen von Feuerwerk untersagt.

Besonders restriktiv geht Graubünden vor. Auf der Website des Kantons findet sich eine Liste mit Städten und

Dörfern, wo «Haustieren, Wildtieren und der Natur zuliebe» auf Feuerwerke verzichtet wird oder das Abbrennen verboten ist. Dazu gehören grosse Touristenorte wie Davos, Arosa, Laax, St. Moritz oder Scuol. Aber auch verschiedene Zürcher Gemeinden untersagen Knallfeuerwerk inzwischen von sich aus, zum Beispiel Gossau, Fällanden oder Hombrechtikon. Andernorts ist Feuerwerk in gewissen Zonen verboten, zum Beispiel in der Berner Altstadt.

2023 und 2024 war der Verbrauch von Feuerwerk gegenüber den Jahren zuvor rückläufig. Besonders viel Feuerwerk wurde zu Beginn des letz-

ten Jahrzehnts verbrannt – im Jahr 2013 beispielsweise über 2300 Tonnen. Dies geht aus Zahlen des Bundesamtes für Polizei hervor. 2024 wurden nur noch 1372 Tonnen verbraucht, im Jahr zuvor gar weniger als 800 Tonnen. Allerdings ist die Nachfrage nach Kursen und Prüfungen, die für das Abbrennen von grossen Feuerwerken benötigt werden, ungebrochen. Die Zahl jener, die diese Ausbildung absolvierten, sei in den letzten zehn Jahren konstant geblieben, erklärte Samuel Baumann, Präsident der nationalen Prüfungskommission, gegenüber SRF.

Schweiz, Seite 7

Putin wirft Kiew Drohnenangriff auf seine Residenz vor

Selenski weist die Anschuldigung zurück – sie diene den Russen als Vorwand für weitere Angriffe

MARKUS ACKERET

Die Mitteilung kam überraschend und aus ungewohntem Mund. Am Montagabend haben russische Staatsmedien eine Audiobotschaft von Aussenminister Sergei Lawrow verbreitet. Er teilte mit, in der Nacht davor hätten die russischen Streitkräfte einen Angriff von 91 ukrainischen Kampfdrohnen auf die Residenz von Präsident Wladimir Putin in der Region Nowgorod abgewehrt. Das «Kiewer Regime» sei endgültig zu terroristischen Methoden übergegangen; die Ziele für die Vergeltungsschläge seien definiert.

Russland werde den Verhandlungsprozess mit den USA um eine Friedenslösung für die Ukraine nicht verlassen, sagte Lawrow, aber seine Verhandlungspositionen überdenken. Der ukrainische Präsident Wolodimir Selenski wies die Anschuldigung umgehend zurück und sagte, sie diene den Russen als Vorwand für mögliche Angriffe auf ukrainische Regierungsgebäude.

Zweifel daran, dass die Ukrainer in der Nacht auf Montag tatsächlich Putins Anwesen in Waldai, gelegen an einer malerischen Seenlandschaft zwischen Moskau und St. Petersburg, mit Drohnen angegriffen haben, wies der Kremlsprecher Dmitri Peskow zurück. Beweise, etwa herabgestürzte Trümmerteile abgeschossener Drohnen, wurden aber keine präsentiert. Dazu, ob Putin zum fraglichen Zeitpunkt dort anwesend war, wollte sich Peskow nicht äussern. Das gehöre nicht in die Öffentlichkeit.

Ungewöhnlicher Zeitpunkt

Wie über den angeblichen Vorfall berichtet wurde, gab sofort zu Spekulationen Anlass. Lawrow tritt selten mit Stellungnahmen dieser Art auf. Auch der Zeitpunkt war ungewöhnlich. Nächtlige Drohnenangriffe melden meist die Gouverneure der betroffenen Provinzen. Am Dienstagmorgen veröffentlichte das Verteidigungsministerium eine Übersicht über die Ereignisse der Nacht. Am Montag war von insgesamt 89 abgeschossenen Drohnen die Rede, davon 18 über dem Gebiet von Nowgorod. Vergleichbare Zahlen hatte auch der regionale Gouverneur Alexander Dronow vermeldet. Lawrows Bericht passt nicht ganz dazu.

Lawrows Mitteilung schien abgestimmt zu sein mit einem weiteren Telefonat, das der amerikanische Präsident Donald Trump und Putin am Montagmorgen in Moskau Zeit miteinander führten. Danach berichtete Putins aussenpolitischer Berater Juri Uschakow, Trump sei schockiert und empört gewesen, als ihm Putin von den Drohnenangriffen erzählt habe; zumal der Angriff unmittelbar nach den Gesprächen Trumps mit Selenski in Florida stattgefunden habe. Solche Wahnsinnshandlungen habe sich Trump nicht vorstellen können und der Vorgang werde sich auf den amerikanischen Umgang mit Selenski auswirken, sagte Uschakow.

Putin habe angekündigt, es werde eine «sehr ernsthafte Antwort» auf diese «terroristische Attacke» geben. Moskau werde in einer Reihe bereits erzielter Vereinbarungen und weiterer Fragen seine Verhandlungsposition überdenken. Was das genau heisst, führte Uschakow nicht aus. Auch Peskow sagte dazu nur, es werde eine Verschärfung der russischen Positionen geben. Kiew wolle den Verhandlungsprozess torpedieren. Russland werde mit den Amerikanern weiterverhandeln, aber nur mit diesen.

Propagandisten meinten, Russland habe nun alles Recht, sich keinerlei Grenzen in der Kriegsführung mehr aufzuerlegen. Der «stinkende Kiewer Bastard» werde sich bis zum Ende seines «wertlosen Lebens» verstecken müssen, schrieb der frühere russische Präsident Dmitri Medwedew. Es ist aber auch nicht abwegig, in dem angeblichen Drohnenangriff auf Putins Residenz einen gut orchestrierten Vorwand zu sehen, russischerseits den Verhandlungsprozess zu bremsen und Kiew anzuschwärzen, ohne es sich mit Trump zu verderben.

Vorbehalte gegenüber den USA

Ganz zufrieden scheint der Kreml mit dem, was am Sonntag in Mar-a-Lago besprochen worden war, nämlich nicht gewesen zu sein. Zwar hatte Peskow am Montag noch gesagt, der Friedensprozess sei in seine Schlussphase gekommen. Aber nach dem Telefonat Trumps mit Putin klang es skeptischer. Einige der Vereinbarungen, die die USA mit Selenski erzielt hätten, öffneten der Ukraine Spielräume, um Verpflichtungen zu umgehen, meinte Uschakow.

Russland lehnt seit Monaten einen Waffenstillstand vor Abschluss einer umfassenden Friedensregelung ab. Beim Gipfel in Alaska hatte Trump diese Position übernommen. Das bringt Selenski in Bedrängnis. Er will ein Abkommen mit Gebietsabtrennungen zur Volksabstimmung bringen. Für ein Referendum verlangt er aber eine mindestens sechzig Tage dauernde Waffenruhe. Darauf wollen sich jedoch weder Trump noch Putin einlassen. Auch beim zweiten offenen Punkt, den Sicherheitsgarantien, fordert Selenski mehr, als ihm Trump bis jetzt zu geben bereit ist: nicht fünfzehn, sondern fünfzig Jahre.

Zum zweiten Mal binnen weniger Tage liess sich Putin am Montag überdies die angeblichen militärischen Erfolge an der Front in der Ukraine erläutern. Die Rede von bevorstehenden Vorstössen auf Slowjansk und Kramatorsk, die letzten Festungstädte im Donbass, und die Stadt Sumi im Norden der Ukraine soll den Ukrainern und Trump die militärische Ausweglosigkeit vorführen. In den vergangenen Wochen erwiesen sich russische Erfolgsmeldungen mehrmals als voreilig. Putin will offenkundig mit solchen Auftritten Stärke und Entschlossenheit demonstrieren.

«Wenn alles erlaubt ist, wird man zum Jockey seines eigenen Körpers»

Der Ethiker Arnd Pollmann hält Doping für unmoralisch. Im Gespräch mit Stefan Osterhaus erklärt er, wie der Sport in Konfliktsituationen eine wichtige Rolle spielen könne – und weshalb er nicht politisch aufgeladen werden sollte

Herr Pollmann, wie blickt ein Ethiker auf den Sport?

Besorgt. Wirklich besorgt. Das ist das erste Wort, das mir einfällt.

Was bekümmert Sie?

Ich bin keineswegs der Meinung, dass mit dem Sport selbst etwas nicht in Ordnung wäre. Der Sport ist wunderbar, er hat ein enormes Potenzial. Mir macht eher Sorge, dass wir ihn heute zu viel aufladen. Dadurch geraten bestimmte Faktoren, die eigentlich sein Wesen ausmachen, unter Druck.

Zunächst einmal wäre das Verhältnis von Ethik und Sport zu klären.

Ja, und entgegen einem weitverbreiteten Missverständnis ist Ethik nicht in erster Linie dazu da, praktische Probleme zu lösen. Sie macht aus praktischen Problemen theoretische Probleme, indem sie darüber nachdenkt, wie Menschen, besonders in Konfliktsituationen, handeln sollen. Im Sport heisst das: Es geht um den Sinn von Regeln, Strafen, Sanktionen, um Doping oder Korruption, aber auch um grössere Fragen wie Wertevermittlung oder Integration. Überall dort, wo Konflikte auftauchen und Entscheidungen anstehen, stellen sich ethische Fragen.

Wer sich die Debatten der vergangenen Jahre anschaut – um die Vergabe der Fussball-WM, um die Ahndung von Regelverstössen, aber auch um Doping –, der bekommt den Eindruck, dass an den Sport oft besonders hohe ethische Massstäbe angelegt werden. Was rechtfertigt diese herausgehobene Rolle des Sports?

Vor allem der Umstand, dass er ein grosses Publikum hat. Unheimlich viele Menschen treiben Sport, und selbst wenn sie es nicht tun, so schauen viele gerne Sport im Fernsehen. Die Fussball-WM hat ein Milliardenpublikum, Olympische Spiele haben das ebenso. Insofern ist er ein geeignetes Vehikel zur Vermittlung gesellschaftlicher Botschaften.

Welche Rolle kann der Sport bei der Vermittlung spielen?

Der Sport eignet sich deshalb zur Vermittlung gesellschaftlicher Botschaften, weil die beiden wichtigsten der ihm immanenten Werte – Fairness und Wettbewerb – hier spielerisch eingeübt werden können. Darum geht es grundsätzlich auch bei der Ethik des Sports: fairen Wettbewerb zu ermöglichen. Im Spiel lernen wir, Regeln einzuhalten, Rivalität auszutragen, ohne dass es eskaliert. Ausserdem ermöglicht der Sport Kontakte: Soziale Integration oder sogar Völkerverständigung sind damit möglich.

Wenn dem so ist, dann ist ja alles in bester Ordnung.

Nein, keinesfalls, und das hat damit zu tun, dass man den Sport heute viel zu stark politisch auflädt mit Begriffen wie «Diversity» oder «Toleranz». Was dabei auf der Strecke bleibt, sind die Kernelemente des Sports: Fairness und Wettbewerb.

Begriffe wie «Diversity» und «Toleranz» besagen zunächst einmal nicht viel.

Dem würde ich zustimmen. Wenn es zum Beispiel um Fairness geht, haben wir ein klares Bild, vor allem, wenn man an Schiedsrichter denkt, die unparteiisch sein müssen, selbst wenn sie persönlich Fan einer Mannschaft sein sollten. Und es gibt das faire Verhalten der Athletinnen und Athleten, die sich idealerweise unter Wettbewerbsbedingungen achten. Im Grunde hat der Sport schon genug damit zu tun, sich um die Gewährleistung dieses fairen Wettbewerbs zu kümmern. Aber ein Begriff wie Diversity? Das heisst zunächst ja nur Verschiedenheit oder – wie er oft verwendet wird – Feier der Verschiedenheit. Aber wenn man den Begriff ernst nimmt, dann fällt



Der Philosoph Arnd Pollmann sagt, überall, wo Entscheidungen anstünden und Konflikte auftauchen, stellten sich ethische Fragen – so auch im Sport. ANNICK RAMP / NZZ

«Im Spiel lernen wir, Regeln einzuhalten, Rivalität auszutragen, ohne dass es eskaliert.»

Philosoph und Schalke-Anhänger



Der Philosoph Arnd Pollmann ist Professor an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin. Seine Forschungsgebiete sind vor allem Sozialphilosophie, politische Philosophie und Ethik. Er ist Mitherausgeber der «Zeitschrift für Menschenrechte». 2022 erschien im Suhrkamp-Verlag «Menschenrechte und Menschenwürde. Zur philosophischen Bedeutung eines revolutionären Projekts». Der 55-Jährige lebt in Berlin und ist Anhänger des FC Schalke 04.

da, formal gefasst, alles Mögliche darunter. Auch homophobe Hooligans, Islamisten in den Mannschaften, antideutsche Schlägertrupps in der Kurve: Das stiftet nicht gerade Orientierung.

Und was ist denn gegen Toleranz einzuwenden?

Schon der Begriff beinhaltet immer eine verachtende Ablehnung. Sonst würde man ja von Wertschätzung sprechen. Tolerant muss man nur dann sein, wenn man andere Dinge nicht ertragen kann. Dem Sport tut es nicht gut, sich auf derart schwammiger Ebene zu bewegen. Ich verstehe nicht, warum es nicht ausreicht, sich auf die traditionelle Idee des fairen Wettbewerbs zu konzentrieren. Das würde dem Sport gut anstehen. Da liegt seine Stärke, seine Vorbildfunktion.

Nun könnte man auch auf die Idee kommen, dass der Sport ein Raum sein könnte, in dem gesellschaftliche Konflikte produktiv ausgetragen werden, statt sie nur durch Begriffe zu übertünchen.

Ja, das ist ein guter Punkt. Gerade das kämpferische, aber spielerische Element ermöglicht es, Konflikte auszutragen, ohne katastrophale Folgen befürchten zu müssen. Diese Plakatbegriffe wie «Diversity» haben oft eine Verschleierrfunktion. Sie decken Konflikte zu. Besser wäre es, sie offen herauszuarbeiten. Der Sport als Spielwiese für gesellschaftliche Konflikthaftigkeit: Das sollte man nicht übertünchen mit Schönwetterbegriffen wie «Diversity».

Wenn sich Toleranz und Diversity in der Praxis bewähren sollen, sieht das anders aus.

Ja, das konnte man kürzlich wieder sehen. Die Fifa wollte ja ein sogenanntes Diversity-Pride-Spiel ansetzen – ausgerechnet mit Iran und Ägypten, zwei Ländern, die selbst grösste Probleme mit dem

haben, was als Diversity begriffen wird. Die Reaktion des ägyptischen und des iranischen Verbands kam prompt: Beide lehnten das ab. Peinlicher geht es kaum.

Andererseits ist man im Sport schnell bei der Hand, Boykotte zu fordern, jüngst wurde wieder einmal der Ausschluss von israelischen Teams gefordert.

Ich finde, da sollte man sehr viel offener sein. Gestatten wir uns ein Gedankenexperiment: Wenn verfeindete Staaten gegeneinander antreten, wenn Russland gegen die Ukraine spielen würde: Was soll da eigentlich passieren? Ausser dass die Welt sieht, dass man Rivalität oder sogar Verachtung auch in zivilisierten Bahnen austragen kann. Ich glaube nicht, dass sich die Athleten totschlagen würden. Das wäre subversiv und würde zeigen, wie integrativ und normativ der Sport wirken kann. Diese Boykotte zeugen von mangelnder Souveränität und letztlich auch von wenig Vertrauen in den Sport.

Allerdings wäre es für einen Ukrainer eine ziemliche Zumutung, gegen einen Sportler antreten zu müssen, der ein Regime repräsentiert, das sein Land überfallen hat.

Natürlich, das schon. Aber wäre das nicht interessant und vielleicht doch auch gut, es auszuprobieren?

Tapfen wir nicht gerade in die Falle, die Sie eben beschrieben haben: dass wir dazu neigen, dem Sport zu viel aufzubürden?

Das sieht so aus. Aber hier ginge es um eine Besinnung auf das Wesen des Sports als ein zivilisierender Wettkampf, um das Austragen möglichst respektvoller Rivalität und nicht um eine verlogene Inszenierung des «Wir haben uns alle lieb».

Diese Aufladung des Sports ist vor allem das Geschäft der Sportverbände, man denke nur an die Verleihung des Fifa-Friedenspreises an Donald Trump. Wie stellt sich eine Organisation wie die Fifa dar? Die Figur Gianni Infantino ist schon sehr speziell. Ich hätte nicht gedacht, dass es nach seinem Vorgänger Joseph Blatter noch einmal schlimmer werden könnte. Dieser masslose Opportunismus ist natürlich ohne Frage kritikwürdig. Aber die Idee der Fifa bleibt faszinierend. Mehr Verbände als Staaten, die in den Vereinten Nationen Mitglied sind, dazu formal basisdemokratisch organisiert. Das hat schon einen gewissen Charme. Da, denke ich, muss man die bahnbrechende Idee von dem verantwortlichen, handelnden Personal trennen. Auch die Uno ist ja nicht besonders gut besetzt, aber die Idee bleibt wertvoll.

Sind die Erweiterung der Fussball-WM auf 48 Mannschaften und demnächst möglicherweise sogar auf 64 Mannschaften oder die Vergabe an Länder wie Katar und Saudiarabien zu rechtfertigen?

Bei aller gebotenen Vorsicht: Dieser Rigorismus, nur an sauberen Orten zu spielen, beruht auf schwammigen Kriterien und unterschätzt den reinigenden Effekt solcher Vergaben. Man kann ja auch einmal fragen: Wer ist verantwortungsloser? Jene, die Spiele in der arabischen Wüste in Ordnung finden, oder jene, die sagen: unter gar keinen Umständen? Und wenn es um das Teilnehmerfeld geht: Diese Erweiterung lässt kleine Nationen für einen weltweit wahrgenommenen Moment wichtig sein, man denke nur an Curaçao, das gegen den viermaligen Weltmeister Deutschland spielt. Das hat etwas. Und am Ende ist es ja ein Cup-Wettbewerb, in dem es immer wieder zu Überraschungen kommen kann.

In einem kleinen Feld starker Teilnehmer geht es unberechenbarer zu. Sensationen sind auch in einem grossen Feld nicht ausgeschlossen, und

über die wird dann meistens noch Jahrzehnte später geredet. Und da sind wir jetzt bei einem ethisch entscheidenden Punkt, der mich enorm beschäftigt: all diese Versuche, dem Sport mit der Unverfügbarkeit des Geschehens das ur-eigene Wesen des Spiels zu nehmen. Das Geniale am Fussball etwa ist ja gleichzeitig das, worüber man sich als Fan oft am allermeisten ärgert: das Versagen von Profis etwa, die den ganzen Tag trainieren. Oder denken Sie an Fehlentscheidungen von Schiedsrichtern, die einen zur Weissglut bringen können.

Manche Fans würden Ihnen jetzt entgegen, dass sie gern darauf verzichten würden.

Aber wenn es diese Augenblicke des Scheiterns nicht gäbe, diese Momente der Willkür und der Irrationalität in dem Geschehen, würde dem Fussball etwas Wichtiges fehlen. Im Spiel misslingt Spielerinnen und Spielern das, was ihnen im Training hundertmal gelingt. Weil sie im Spiel eben unter einem anderen Druck und Stress stehen und den Ball dann eben aus zwei Metern neben das Tor schießen. Und dann merken wir: Das Ergebnis ist unberechenbar, das Spielgeschehen als Ganzes unverfügbar. Der Philosoph Martin Seel hat das mit Blick auf den Sport die «Zeilebation des Unvermögens» genannt – diese Feier verbleibenden Unvermögens trotz allem Aufwand, den man betreibt, um Perfektion zu erreichen.

Den Videobeweis sehen Sie daher skeptisch?

Der Videobeweis ist vor allem ein Versuch, das Spiel berechenbarer und weniger anfällig für Willkür zu machen – und genau das zerstört es. Der Schiedsrichter muss zugleich fehleranfällig und auf dem Platz «allmächtig» bleiben, sonst wird es langweilig. Man will über ein Tor jubeln, und dann wird alles überprüft – das macht alles kaputt. Ich schaue seither viel weniger gern Fussball. Ethisch betrachtet, hat das auch etwas mit dem Leben zu tun: Wir brauchen diese Gelassenheit in Bezug auf unser Unvermögen, unsere Fragilität, wenn wir dem gesellschaftlichen Zwang zur Selbstperfektionierung trotzen wollen. Der Sport lehrt uns einen spielerischen Umgang mit Kontingenz – und genau das sollte man nicht wegoptimieren.

Andererseits geht es vielen Menschen darum, durch Selbstoptimierung gerade Verfügbarkeit zu erreichen, und dazu nehmen sie auch illegale pharmazeutische Mittel in Anspruch. Doping ist ein Aspekt. Hier wird es paradox: Doping ist Selbstzerstörung im Dienste der Selbstoptimierung. Du gehst über das hinaus, was der Körper leisten kann. Langfristig ist das fatal. Auch was den fairen Wettbewerb angeht. Die Leistung beruht auf einem Betrug: Der Fan bewundert eine Leistung, die nicht mit den körpereigenen Bordmitteln erbracht wurde. Hier wird es direkt unmoralisch. Saubere Athletinnen und Athleten haben das Nachsehen, denn es entsteht eine Sogwirkung: Alle müssen mitmachen. Auch die gegenwärtige Diskussion um Transgeschlechtlichkeit im Sport gehört übrigens hierher: Die vermeintliche Verfügbarmachung der eigenen Geschlechtlichkeit dient dem unlauteren Wettbewerbsvorteil.

Bei den sogenannten Enhanced Games soll alles zugelassen sein, was machbar ist. Wenn alles erlaubt ist, bedeutet das für die Athleten: Man wird zum Jockey seines eigenen Körpers. Scheuklappen auf und durch. Im Gegensatz zum technisch oder biochemisch optimierenden Transhumanismus sollte der Sport das Über-sich-Hinausgehen mit menschlichen Mitteln feiern – und das verbleibende Unvermögen. Wenn man von hier aus auf die Enhanced Games blickt, bei denen alles gestattet sein soll: Das wäre Zirkus, das Ende des echten Sports.